

Erzählung von Luise Schulze-Brück.

„Unser Geheimrath muß uns ja darüber erschöpfende Auskunft geben können!“

Der berühmte Arzt sah nachdenklich einem bläulichen Rauchringel nach.

„Warum gerade ich?“ fragte er nach einer Pause. „Gefehet, die Seele oder der Geist oder das Unsterbliche, wie Sie es nennen wollen, hat wirklich die Fähigkeit, vor dem Hinübergehen in das unbekannte Land noch in einer Art Zwischenzustand sich sichtbar zu machen, den Raum überfliegend, sich einem entfernten Lebenden zu zeigen, sich also zu manifestiren, wie der Ausdruck der Geisteskräfte lauter, so würde doch der Arzt am Sterbebette davon am wenigsten merken. Er steht ja nur den zurückbleibenden todtten Leib, den die Seele verlassen hat! Die Todten reden nicht!“ Der Geheimrath sah sehr ernst aus. „Aber darum giebt es doch Dinge im Himmel und auf Erden...“

„Sie, Herr Geheimrath? Sie haben etwas Derartiges erlebt? Nicht möglich! Aber das ist ja hochinteressant! Bitte, erzählen Sie.“

„Ich spreche nicht gern davon! Aber erlebt, gesehen habe ich es, mit wachen Sinnen und offenen Augen. Und sehr seltsam ist's gewesen, sehr seltsam.“

Es wurde ganz still in dem kleinen Kreise. Der Geheimrath war sonst ein wortreicher Mann, ernst, wenn auch nicht finstler, berühmt wegen seiner absoluten Ruhe und Siderität. Was er erzählte, war so aut wie eine Thatsache. Und gespannt lauschte der kleine Kreis.

„Sie wissen ja, meine Herren, ich bin Junggeselle und daß ich nicht geheiratet habe, hängt mit meiner Geschichte zusammen.“

„Ich stamme aus einer förmlichen Arztbednastie. Auch mein Vater und sein Bruder waren Aerzte. Und mein Onkel hatte ein einziges Kind, eine Tochter, drei Jahre jünger als ich. Er lebte in einem kleinen, weltverlorenen Nest als ein schrulliger Wittwer. Die Anna aber vergütete er. Sie war zart, beweglich zart, von jenem durchsichtigen Weich und liebhaften Rosa, das dem erfahrenen Arzt immer als ein Merkmal der Lungenstärkigkeit gilt. Mein Vater machte oft ein bedenkliches Gesicht. „Die Anna ist gar zu zart, wenn das nur nicht ein trauriges Ende nimmt.“

„Einmalen aber schien sie jeden Tag gelünder zu werden — und auch schöner. Ich hätte kein fast zwanzigjähriger junger Mensch sein müssen, wenn ich nicht bald in meinem Cousinchen das süßeste, holdste, liebenswertheste Gesicht der Welt gesehen hätte. Und das war mir schnell genug klar: ohne die Anna war das Leben gar nicht mehr werth, gelebt zu werden.“

„Dann aber sprach mein Vater mit mir. Er war ein kluger Mann. Er sagte mir, daß ich mir's nicht einfallen lassen dürfte, der Anna irgend was von meinen Gefühlen zu sagen. Der Onkel habe sie dazu nicht hergeschickt, daß sie eine Studentin hier anbande.“

Da war ich nun freilich stumm gemacht und gefesselt. Schwer war's freilich, der Anna nichts zu sagen von dem, wessen mein Herz voll war. Aber auch ohne daß ich sprach, mußte sie's merken, am Zittern meiner Hand, wenn ich die ihre drückte, an den Blumen, die ich ihr brachte, und auch — an dem Abschiedskuß, als ich abziehen mußte.

Als ich das nächste Mal in die Ferien kam, war Anna fort. Der Onkel wollte sie nicht länger entbehren, hieß es. Aber ich glaube eher, daß mein Vater seinem Bruder einen Wink gegeben hatte. Dann ging noch ein Jahr hin, und ich bestand mein Examen glänzend.

Als ich heimkam, hatte ich eine Unterredung mit meinem Vater. Er war sehr unangenehm überaus. Er hatte wohl geglaubt, ich habe Anna längst vergessen. Und nur sehr zögernd und ungern gab er seine Zustimmung zu meiner Bemerkung. Wohl nur, weil er merkte, daß ich auch ohne seine Einwilligung gehandelt hätte. Er hoffte wohl auch, daß Anna gar nicht an mich denke. Aber da irrte er sich. Sie hatte an meine Schwester geschrieben: „Ich warte auf mein Glück, das mir schon zwei Mal prophezeit ist.“ Ich mußte, welche Glücksprophezung sie meinte.

„Dann reiste ich, aber am Ziel erwartete mich eine herbe Enttäuschung. Anna war bereits zu einer Freundin, und den Onkel fand ich als einen verbitterten, herben, menschenfeindlichen Einsiedler. Kaum, daß er mir Gastfreundschaft anbot.“

„Du kommst um die Anna,“ sagte er, mich durchbohrend ansehend. Ich schloß, wie ich roth wurde.

„Ach, du kannst dich nicht vorstellen,“ murmelte er. „Und dein Vater schreibt, daß du ein guter Junge bist. Aber es nützt nichts, nützt alles nichts, die Anna bekommt du nicht!“

Ich erschrak heftig. Wenn dieser alte Mann sich in solch eine Idee verbrocht hatte, dann gab es einen harten Kampf. Und ich fühlte, wie all meine frohe Zuversicht schwand.

„Onkel,“ sagte ich bittend, „ich hab' die Anna so lieb, und sie mich. Sieh mich nicht so finstler an. Ich hab' ihr nie ein Wort von meiner Liebe gesagt, aber sie weiß doch darum.“

Er sah jetzt mehr traurig als bitter aus. Er litt schwer, der alte Mann, und sprach zu mir, nicht als Vater —

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 11. April 1902.

Jahrgang 22 No. 32

als Arzt. Mit unerbittlicher Klarheit sah er mir auseinander, daß Anna nie heirathen dürfe, daß sie das Ebenbild ihrer so früh gestorbenen Mutter sei, die von der schleichenden Krankheit kurz nach Annas Geburt hinweggerafft wurde. Und dann fragte er mich, ob ich sie tödten wolle, ihr Mörder sein, wie er der Mörder ihrer Mutter gewesen!

Ich kämpfte verzweifelt. Aber die schwachen Argumente meiner neu erworbenen Weisheit luidten wie Strohhalm unter den eisernen Keulenschlägen des alten, erfahrenen Praktikers. Und als ich andeutete, daß Anna bald mündig sei und dann nach ihrem Willen ihr Schicksal bestimmen könne, da dachte er kurz und rauh:

„Ganz recht, mein Knecht! Wenn du ein Laie wärest, würdest du vielleicht über meinen Willen hinweg die Anna nehmen, aber als Arzt wirst du es nicht, du würdest in deiner Ehe keine Stunde froh werden!“

Was soll ich viel erzählen? Ich war am Morgen gekommen mit tausend hohen Hoffnungen, und ich reiste am andern Morgen weg als ein um sein Glück Betrübener. Ich habe es ertragen müssen.

Aber dann kam ein schlimmes Jahr mit einer schweren Choleraepidemie, die mich Tag und Nacht umhertrieb. Ich hörte wenig von Anna. Der Onkel hatte seine Praxis aufgegeben. Er ging jeden Winter mit ihr nach der Riviera.

Die Jahre gingen, zwei, drei, fünf Jahre. Ich war ein vielbeschäftigter Arzt geworden. Von Anna hatte ich lange nichts gehört. Sie war wohl aus Italien zurückgekommen. Das ging mir durch den Kopf, als ich am offenen Fenster stand und in den blühenden Garten hinaus sah. Ich war müde und ging früher als gewöhnlich zu Bett. Ich schlief auch bald ein und kann mit meinem Wort verbürgen, daß ich durch nichts aus meinem seelischen Gleichgewicht gebracht war.

Aus tiefem Schlaf wurde ich ganz plötzlich wach. Irgend etwas Außergewöhnliches ging vor und ich spürte eine Erwartung von irgend etwas.

Ich war ganz wach, so wach, daß ich mich in meinem Bett aufrichtete. Im Zimmer war es ganz dunkel. Ich lauschte und schaute, aber nicht aufgeregt, ich war sehr ruhig. Und während ich so wach dasah, erschien plötzlich an der Wand gegenüber ein heller Fleck, erst schwach, dann ganz deutlich.

Ein paar Sekunden lang sah ich nur den hellen Fleck. Ich war erblüht, aber nicht erschrocken. Was mochte das sein?

Aber dann geschah etwas Seltsames. In dem hellen Fleck erschien eine Hand, eine sehr schlanke Hand. Sie hielt etwas, es war ein Stift, und sie begann zu schreiben, langsam, eine Zeile. Dann setzte sie ab, verschwand und kam wieder. Wieder eine Zeile, und noch eine, und auch eine vierte. Und während ich das betrachtete, sah ich, daß der helle Fleck wieder ich war, daß oben ein Stück fehlte, so wie ein Stück Papier, von dem eine Ecke abgerissen ist. Ich weiß nicht, ob das Sekunden oder Minuten dauerte. Dann war es dunkel, so dunkel wie vorher.

Nicht ein Gedanke an Anna war in mir in dieser Zeit. Ich sah nur! Ich sah, wie man ein erkauntes, seltsames Begebnis sieht. Durch mein Gehirn ging sogar ein Vers: „Und sieh und sieh, an weißer Wand,“ aber ich dachte gar nicht an etwas Uebernatürliches, dazu war das Ganze zu überraschend.

Eine Minute mag ich wohl so gefesselt haben. Aber dann plötzlich kam mir's, daß das etwas Uebernatürliches geschah war. Eine Uhr schlug, drei schläge mechanisch ein, zwei, drei schläge. Drei Uhr! Ich zündete Licht an. Ich rannte nach dem Fenster, nach der Thür. Es war alles verschlossen. Ich leuchtete umher, ich suchte. Ich klebete mich an und lief in den Garten hinaus. Nichts! Nigendwas etwas! Was sollte auch sein! Was konnte sein? Ich beruhigte mich wieder. Die vernünftige Ueberlegung kam wieder. Ja, ich war so ruhig, daß ich mich an meinen Schreibtisch setzte und genau aufschrieb, was geschehen war, Tag und Stunde und den ganzen Vorgang.

Darüber war es dümmertig geworden. Ich klebete mich hurtig an und ging eine Stunde lang im Garten auf und ab. Ich überlegte. Daß ich etwas gesehen hatte, mit wachen Augen gesehen, was sich durch nichts erklären ließ, war sicher. An eine Telepathie, eine Fernwirkung, glaube ich nicht. Und doch liegt der Gedanke in mir aus, daß mir eine Botschaft geschickt worden sei von — ja, woher denn? Ich dachte natürlich jetzt an Anna. Ich mußte so lange nichts von ihr. Aber wenn sie ernstlich krank geworden wäre, dann hätte ich's doch wohl er-

fahren. Erst in den letzten Tagen hatte ich Nachricht von daheim. Meine Eltern waren auch gesund! Aber es tann ja plötzlich ein Unheil hereinbrechen, und obgleich ich mir immer wieder vor-sagte, daß ich einen Wadtraum gehabt, daß es nichts Unerklärliches, Uebernatürliches gäbe, warlete ich doch mit dänger Spannung auf den Tag, der mir vielleicht die Aufklärung bringen würde; aber es kam nichts, diesen und den nächsten Tag nicht, und auch die folgenden ereignete sich nichts Ungewöhnliches. Die Botschaft, die mir geworden war, blieb unerklärlich. Nach acht Tagen war ich ganz ruhig geworden. Nach etwa drei Wochen erhielt ich am frühen Morgen eine Depesche. Sie enthielt in kurzen Worten die Nachricht meines Onkels, daß Anna am vorigen Abend sanft entschlafen sei.

Schon in der nächsten Stunde war ich auf der Reife.

Den Onkel fand ich als einen ganz gebrochenen Greis; er drückte mir lange und innig die Hand. Ich konnte ihn stützen auf dem schweren Gang hinter dem Sarge Annas, und als er an dem Grabe zusammenbrach, brachte ich ihn heim in das öde Haus. Und da, als er sich ein wenig erholt hatte, ging er mit mir in Annas Stube.

Der Onkel nickte mir zu. „Ja,“ begann er langsam und müde, „da glaubt man nun, das Beste zu wollen, das Rechte zu thun. Sie war ja auch immer heiter, immer liebevoll und sanft, und von ihr sprach sie nie, da hoffte ich, sie habe dich vergessen, und freute mich meiner Klugheit und weisen Vorsicht. Und ich hoffte, Gott würde gnädig sein, ich dürfte sie behalten. Ganz plötzlich, ganz plötzlich kam's, ein Blutsturz! Vier Tage lang lag sie zwischen Leben und Tod, dann ging es besser. Aber schwach war sie, schwach, daß sie kaum sprechen konnte. In der fünften Nacht gegen Morgen weckte sie mich. Ich war im Lehnstuhl eingeschlafen.“

„Wahr!“

„Ja, Anna.“

„Wahr, mir ist so sonderbar. Ob ich wohl jetzt sterbe?“

„Ich beruhige sie.“

„Wahrheiten! Bitte, nimm aus meinen oberen Schreibtisch das kleine weiße Couvert und gib mir's, und ein Stück Papier und Bleistift, ich muß schreiben.“

„Ich wollte ihr's verbieten, bis sie erst wieder wacher sei.“

„Nein, Vater, jetzt. Und sei nicht böse, ich muß Heinz schreiben.“

„Das traf mich wie ein Schlag.“

„Ja, Heinz. Ach, Vater, ich muß dir's sagen, ich weiß alles, weiß, daß er hier war, daß er ein mich geworden hat, und daß du mich ihm nicht geben wolltest. Sei nur nicht böse. Nur um beinethwillen hab' ich mich noch aufrecht gehalten. Und nun darf ich's dem Heinz sagen, daß ich's weiß, nicht wahr? Und — wie lieb ich ihn habe!“

Der Alte schloß einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Und dann mußte ich ihr Papier und Bleistift geben. Erst lag sie still eine lange Weile, dann, weil sie nicht liegend schreiben konnte vor Athemnoth und Beklemmung, mußte ich ihr das Papier an die Wand halten, und da schrieb sie mit ihren armen zitternden Händen, dann nahm sie aus dem Couvert ein eingewickeltes Papier und gab mir's. Und ich mußte ihr versprechen, dir alles zu geben, wenn — wenn du zu ihrem Begräbniß kämest. „Er kommt, ich hab' ihn gerufen, er kommt!“ sagte sie...“

Ich hielt den Brief der Todten in der Hand und las die wenigen Zeilen, rührende Liebesworte. Und zuletzt: „Komm, begrabe mich, wenn ich gestorben bin. Du wirst kommen, ich habe dich eben gerufen.“

Aus dem Papier fielen zwei gestrochelte Bierleebblätter. Ich starrte mit übergehenden Augen auf das Blatt. Und da durchdrachte mich's plötzlich wie ein Blitz: der Briefbogen, auf dem die vier Zeilen standen, war allzuerkennbar, und oben in der linken Ecke war ein Stück abgerissen.

Ich fühlte, wie meine Zähne zusammenklugen. Ein kalter Schauer strömte förmlich über mich. Ich sah die Hand, die viermal absetzte und von neuem begann auf dem hellen Fleck, an dem die linke Ecke fehlte. Das war die Botschaft.

Kaum hatte ich die Kraft, den Onkel um den Tag des Ereignisses zu befragen. Das Datum stimmte. Drei Uhr war's gewesen, er erinnerte sich genau, weil er Anna Arznei eingegeben hatte gleich nachher...“

Der Geheimrath schloß und sah mich mit verschwommenen Augen vor sich hin.

Dann hob er nochmals an: „Am Abend bin ich noch einmal allein zum Friedhof gegangen. Das Grab war schon ganzschaulf. Erde bedeckte das holde Geschöpf, dessen Sehnsucht den

trennenden Raum überwunden hatte und mir Botschaft geschickt durch eine unbekannte, geheimnißvolle Kraft. Aber als ich die heißen, schwebenden Augen auf die aufgekümmerten Schol-len starrte, da leuchtete mir ein frischgrüner Busch Klee entgegen, und mitten daraus hob sich, wie ein Triumph über Grab und Verwehung, an langem schwankeadem Stengel ein Vierblatt, ein letzter Gruß der Todten.“

Das edle Kraut.

„Ein edles Kraut ist der Tabak,“ sang einst im Jahre 1848 ein Musesohn in den „Düsseldorfer Monatsblätter“. Der gute Mann, der sich damals zu dem Hymnus „allerlei Tabak“ begeisterte, sprach, wie der Blinde von der Farbe. Was edler Tabak ist, hat er kaum geahnt, geraucht hat er ihn jedenfalls nie. Wirklich edlen Tabak kennt aus eigener Erfahrung nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil der Raucher. Er ist nicht für gewöhnliche Sterbliche gemacht, die in der Allgemeinheit herumtrauchen und tauchen.

Nur was ganz hoch oben ist, ganz auf der obersten Spitze thront und auf das Bewimmel unten aus der Vogelperspektive herabsieht, vermag sich den Genuß auserlesenen Tabaks zu gönnen.

Der Londoner Rothschild bezieht alljährlich 42,000 Stück „Flor de Cuba“, die er auf Cuba mit 150 Kronen das Hundert bezahlt. Er und seine Verwandten, denen er großmüthig von dieser Spezialmarke abgeliefert, verdampfen demnach alljährlich das nette Stämmgen von 63,000 Kronen.

Einen bedeutend höheren Aufwand als diese Geldfürsten trieb Napoleon der Dritte. Auf seine Tabakspaltung in der besten Lage von Cuba wurden eigens für ihn Cigaretten aus den feinsten Deckblättern gedreht, die sich durch überaus feines Aroma auszeichneten. Der Preis dieser Lieb-linascigarette Napoleons, die er, als leidenschaftlicher Raucher, massenhaft verbrauchte, schwankte, je nach der Ernte, zwischen 10 bis 15 Francs das Stück.

König Eduard von England entweicht seine Lippen niemals mit einem minderwertigen Kraut. Man kann von dem König halten, was man will, eins muß man ihm lassen, zu leben versteht der Herr. Der Tabak seiner Cigaretten, direkt aus der Türkei bezogen, ist der Cigarette des edelsten-bekanntesten Cuis ebenbürtig, das sogar zwischen den einzelnen Gängen der Mahlzeiten seinen düftigen Inhalt zur Verfügung stellen muß.

Kaiser König Franz Josef der Erste rauchte ausschließlich die in seiner Monarchie so beliebten langen, von einem Strohhalm durchgezogenen Virginia-cigaretten, bis deren hoher Nitrotingehalt die Magenerven anzugreifen begann. Auf Anrathen der Aerzte vertauchte der greise Monarch diese eigens für ihn in der k. und l. Tabakfabrik Hainburg hergestellten „Kaiservirginia“ mit solchen von der Firma Bod & Co. in Habana bezogenen.

König Albert von Sachsen zieht die Virginia jeder anderen Cigarette vor. Durch ihn fand der „Rattenschwanz“ Eingang in die Offizierstreife der deutschen Armee.

Kaiser Wilhelm der Zweite ist kein leidenschaftlicher Raucher. Dann und wann eine Holländer Cigarette oder eine leichte Havana oder einige jener dufenden Cigaretten, die der Sultan seinem kaiserlichen Freunde zu Tausenden nach Berlin sendet. Auf der Jagd wird die kurze Büsch, an Bord die englische Stummelpfeife entzündet, wohl mehr als zum Kosium possend, als aus Bedürfnis.

Kaiser Friedrich hingegen liebte die ferndeutsche Pfeife um ihrer selbst willen. Während der Feldzüge 1866 und 1870—71 sah man ihn stets mit dem Nasenwärmer im Munde. „Unser Feind mit der Pfeife“ war und ist ein dankbares Motiv für Schlachtmaler. Der edle Monarch war passionierter Raucher, ganz im Gegensatz zu seinem Vater, der während seines langen Lebens das Rauchen nicht erlernte. Er that nur dann ein paar Züge, wenn er nach einer Tafel den Gästen damit das Zeichen geben wollte, sich die Des-jert-Cigarette anzustecken zu dürfen.

Bismarck's Vorliebe für den Tabak ist noch in Erinnerung. Die lange Pfeife und der Reichshund wurden dabei zu Attributen, ohne die man sich den Altreichstanzler im Sackenswalde gar nicht vorzustellen vermochte.

Zu den Kettenrauchern, die jede neue Cigarette an dem Stummel der alten anzünden, gehörten die langjährige einnehmendste Excellenz Deutschlands, Johann von Miquel, und der in Buffalo ermordete Präsident McKinley unseres Landes.

Ein und jeht.

Nicht immer sind die Deutschen so aut in Amerika aufgenommen worden wie der Bruder des Kaisers und sein Gefolge. Als die Vereinigten Staaten noch eine englische Kolonie waren, hatten die englischen Kolonialbeamten in Philadelphia den Auftrag, alle landenden Emigranten zu registriren. Die nur englisch sprechenden Schreiber waren außerstande, Namen wie Eide-meyer, Herrheimer, Rattendreier, Laub-finger oder ähnliche zu buchstabiren oder gar niederzuschreiben. Um dieser Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen, war verordnet worden, den Deutschen irgend einen gangbaren englischen Namen beizulegen — irgend ein Name war gut genug für einen Dutchman. Die englisch-amerikanisch metaprophitren neuen Bürger des „freiesten“ Landes konnten in vielen Fällen keine Briefe mehr aus der alten Heimath erhalten und gingen nicht selten ihrer Erstliebe verlustig, weil ihr Name so verändert war, daß seine ursprüngliche Fassung nicht mehr festgestellt werden konnte. Die Namensänderung war aber nicht das Schlimmste, sogar die persönliche oder individuelle Freiheit wurde aufgehoben. Diejenigen, welche das Passagiergeld nicht ganz bezahlt hatten, wurden, wie es im Rauberwelsch jener Tage hieß, „berberit“, ihre Arbeitskraft wurde vermietet und verkauft. Von der Sklaverei war dieser Zustand nur noch wenig entfernt, ja, es kam auch das Verschleppen von Deutschen oder anderen Emigranten vor. Bald erzählt in seiner „Geschichte der Hugenotten“, daß diese, wie die Deutschen, auf der „Vendub“, dem Sklavemarkt der Südstaaten, öffentlich meistbietend veräußert wurden. In Maryland hielt sich ein wohlhabender Farbiger einen deutschen Sklaven. Dies letztere war der Gipfel der Schande, ist jedoch eine geschichtliche Thatsache.

Eine Erinnerung an Turnwater Jahn.

Der Turnplatz, den Friedrich Jahn zuerst in der Berliner Hasenheide einrichtete, kann jetzt bald sein hunderz-jähriges Jubiläum begehen. Was im Alterthum bei allen Völkern als selbstverständlich galt, daß man nicht allein den Geist, sondern auch den Körper ausbilden müsse, um eine harmonische Erziehung zu führen, das wurde von Friedrich Jahn, der auch das Wort „Turnen“ erfand, als eine Neuigkeit eingeführt und seinerzeit vielfach mit Rattenschwänzen aufgenommen. Die erste Einrichtung in der Berliner Hasenheide war von großer Einfachheit. Ein Waldstiel von einigen Morgen Landes, mit Kiefern bestanden, wurde von einem mächtigen breiten Graben umzogen. Die Barren, Reder, Kletterbäume standen in angemessenen Entfernungen, eine Kennbahn war am östlichen Ende gegen die Kollberge hin abgesteckt. In seinen „Erinnerungen“ erzählt Hottelath Professor Gustav Parthen: „Alle Arten von Spirituosen, sowie Kuchen und andere Süßigkeiten waren von den Turnern in den Bann gethan...“

Jahn war kein großer Redner, aber was er mit kräftiger Stimme manchmal nicht ohne Stoen vordrachte, verfehlte nie seine Wirkung, denn es kam aus dem Herzen. Seine Verhaftung und sein langer, geheimnißvoller Prozeß erregten ebensoviele Empfinden wie Unwillen. Es verlaudet, daß man bei einer Hausfuchung kein anderes Zeichen einer Verhöhrung gegen den preußischen Staat gefunden habe, als einen alten Delsch, den seine Frau zum Zuderkerkern benutzte. Als nun gar 1819 der Turnplatz geschlossen und das Turnen als etwas Gemeinlichliches unterfaat wurde, da mußte man sich geteuen, daß die Einfachheit der Regierenden sehr weit hinter der Einfachheit der Regierten zurückgeblieben sei. Geradezu lächerlich war die Bestimmung, daß Jahn sich der Hauptstadt Berlin in einem Umkreise von zehn Meilen nicht nähern dürfe.

Fünf Jahre vorher, am 4. August 1814, hatte noch Vater Blücher den Jahn'schen Turnplatz besucht. „Mit rüstigem Schritte war der alte Blücher durch den tiefen Sand gewatet, der zwischen den dünnen Rasenstellen der Hasenheide unter den dürftigen Kletterbäumen große Strecken des Bodens bedeckte. Die in graue Leinwandhosen gekleidete Schaar umringte den hochgereihten Greis. Nachdem er den ganzen Turnplatz durchwandert und einige Uebungen mit angesehen, hielt er zum Abschiede eine Rede: Er habe sich sehr gefreut, die Turner so eifrig in der Erwerbung von körperlicher Geschicklichkeit zu finden; sie würden dadurch imstande sein, später größere Beschwerden zu ertragen, wenn das Vaterland noch einmal nöthig haben sollte, zu seiner Vertheidigung die Waffen zu ergreifen.“ — Der alte Blücher mochte wohl bei Hofe von diesem Besuche gesprochen haben, denn am 28. September 1814 erschien der Kronprinz (nachheriger König Friedrich Wilhelm der Vierte) auf dem Turnplatz in der Hasenheide. — Die Herren von Kamph, v. Tschoppe und Genossen machten fünf Jahre später trotzdem durch Schließung des Turnplatzes der Berliner Turnerei einstweilen ein Ende. Ohne Grund. Das Gebahren der Kamph'schen Immediatkommission wurde überall auf das Schärffste getadelt, selbst in Regierungstreifen. Als einmal am Tisch des Regierungsraths Eichmann die Rede davon war, daß gar nichts bei der Unterfuchung gegen Jahn heraus-tomme, sagte er mit grimmigem Hohne: „Nun ja, wo man nichts heraus inquiriren kann, da wird eben etwas hineinquirit!“

Poesie und Prosa.

Sie: „Ach, sich nur Arthur, diese himmlische Gegend. Ich kann mich gar nicht satt daran sehen.“ — Er: „Stimmt. Ich habe auch Hunger.“

Seine Hilfsbereitschaft.

Vater: „Ich darf Dir nicht länger verschweigen, daß ich mich in finanziellen Schwierigkeiten befinde.“ — Studiosus: „Wahr, soll ich Dich rauspumpen?“

Wahre Liebe.

Soldat: „Was schenkt Du mir denn zu meinem Geburtstag?“ — Dienstmädchen: „Mein Bild.“ — Soldat: „Aber doch in eine Blutwurst eingerahmt!“

Der gutherzige Polizeioberst.

„Ich habe dich eben gerufen.“

